

LEHNER, Gunthar (Hrsg.): *Lateinamerika heute*. Ein Subkontinent im Umbruch. München 1972: Kösel-Verlag. 168 S., Paperback, DM 16,—.

Die zehn Beiträge des Buches stellen eine Auswahl aus der Reihe „Lateinamerika heute“ dar, die im Sommer 1971 vom Bayerischen Rundfunk gesendet worden ist. Sie wendet sich an Nichtfachleute, um sie in die Vielfalt der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Lateinamerikas und ihre Problematik einzuführen. Dieses Ziel erreicht auch der vorliegende Sammelband, obgleich aufgrund der Vielzahl von Autoren keine in sich geschlossene Darstellung vorliegt. Die ersten beiden Artikel von G. Kratochwil über „Wirtschaftliches Wachstum und Familienplanung“ und von E. Schwaiger über „Wirtschaftliche Strukturen und Interessen“ hinterlassen allerdings einen unbefriedigenden Eindruck. Sie enthalten unnötige Verallgemeinerungen und einseitige Äußerungen. Beispielsweise kann von einem „erfolgreichen Kampf gegen die hohe Kindersterblichkeit“ (10) nicht ohne erhebliche Einschränkungen gesprochen werden. K.s. „Schluß, daß der Bevölkerungszuwachs fälschlicherweise zu einem Hauptfaktor der Entwicklungshindernisse erhoben worden ist“ (17), überzeugt nicht. Im übrigen liegt die Lösung des Bevölkerungsproblems nicht — wie K. es nahegelegt — in „Verstädterung und Industrialisierung“ (19), sondern in der Anhebung des Lebensstandards auch ländlicher Bevölkerungskreise auf ein menschenwürdiges Minimum, das entscheidende Erfolge in der Familienplanung erst möglich macht. Schwaiger vernachlässigt diesen Sachverhalt ebenfalls, indem er „die einzige Chance für Lateinamerika“ (33) im freien Welthandel sieht. Die ungleiche Machtverteilung auf den internationalen Märkten erörtert er nicht. Die Berechtigung der Entwicklungsländer zu wirtschaftspolitischen Vorschriften für ausländische Kapitalanlagen wird unzureichend berücksichtigt. — B. Goldenberg, W. Hanf/K. Dressel und K. Brugger geben in drei Beiträgen einen Überblick über lateinamerikanische Revolutionen und Reformen; sie stellen vor allem die Bemühungen in Bolivien, Kuba, Chile und Peru dar. U. Ritter setzt sich kritisch mit den angefochtenen Thesen von I. Illich zu Schule und Ausbildung auseinander. Über das sozialpolitische Engagement der lateinamerikanischen Schriftsteller vermittelt H. Loetscher detaillierte Information. Besondere Erwähnung verdient der ausgewogene Bericht von F. Merz über die progressiven und reaktionären Kräfte innerhalb der Kirche Lateinamerikas hinsichtlich der entwicklungspolitischen Entfaltung des Subkontinents. — Wer sich ein Urteil über die gesellschaftspolitischen Ansichten Helder Camaras bilden will, sollte das ausführliche Interview von O. Fallaci (S. 131—152) kennen. C. äußert sich ebenso klar und entschieden wie differenziert. In der Presse werden seine Äußerungen häufig verzerrt wiedergegeben. — Den Abschluß bilden die entwicklungspolitisch relevanten Eindrücke G. Lehners von einer Rundreise durch Südamerika, die bei aller Knappheit eines der kennzeichnendsten Merkmale der lateinamerikanischen Gesellschaft hervortreten lassen, nämlich die Passivität der Massen — Folge jahrhundertelanger Hoffnungslosigkeit. Wenn auch einige Vorbehalte bezüglich des einen oder anderen Beitrags bestehen, so hat Lehner doch ein vielseitiges und empfehlenswertes Buch vorgelegt.

K. H. Ossenbühl

FEJTŐ, François: *Die Geschichte der Volksdemokratien*. Band I: Die Ära Stalin, Bd. II: Nach Stalin. Graz-Wien-Köln 1972: Verlag Styria. Bd. I: 484 S., Papp., DM 98,50. Bd. II: 616 S., Pp., DM 122,10.

Der Autor, langjähriger Sachbearbeiter für Osteuropa bei Agence France-Presse, legt hier eine zweibändige Geschichte der Volksdemokratien vor. Der Gegenstand seiner Untersuchung ist die Geschichte jener Staaten, die Satelliten Deutschlands oder Alliierte der Alliierten gewesen waren, nach dem zweiten Weltkrieg aber in den Einflußbereich der Sowjetunion geraten sind. Außer Mitteldeutschland, das nur am Rande behandelt wird, umfaßt das Werk vor allem die Geschichte Polens, Jugoslawiens, der Tschechoslowakei, Ungarns, Rumäniens und Bulgariens. Die Sowjetunion selbst und die nach dem Krieg der Sowjetunion einverleibten Staaten sind nicht unmittelbar Gegenstand der Darstellung, wenn sie auch naturgemäß stark mitberücksichtigt worden sind. Der erste Band gibt die Geschichte der genannten Staaten zur Zeit Stalins wieder, reicht also von 1945 bis 1953, der zweite Band schildert die Entwicklung von 1953 bis zur Gegenwart. Deutlich wird in diesen beiden Bänden die Verquickung des Schicksals dieser Länder mit der Weltpolitik; mit den Beziehungen, wie sie sich zwischen Amerika und der Sowjetunion herausgebildet haben.



Außer auf die politische Geschichte im engeren Sinne geht der Verfasser besonders auch auf den Bereich der Wirtschaft ein. Kapitel über die geistigen Entwicklungen und Kräfte (Schule, Kirche, Kultur im allgemeinen) fehlen nicht. In den Anmerkungen werden außer Literaturangaben und Quellenverweise noch interessante Einzelheiten geboten. Ein Namenregister beschließt den 2. Band. — Alles in allem: eine fesselnde und informative Darstellung dieses jüngsten Abschnittes der Geschichte Osteuropas. S. Hammer

SCHULZ, Siegfried: *Gott ist kein Sklavenhalter*. Die Geschichte einer verspäteten Revolution. Zürich-Hamburg 1972: Furche-Verlag. 248 S., Ln., DM 24,—.

Ein jeden Menschen aufrüttelndes und dazu ein den Christen bedrückendes Buch. Es befaßt sich mit der unwürdigsten aller gesellschaftlichen Einrichtungen, mit der Sklaverei, in der Menschen von Menschen wie eine Ware betrachtet, behandelt und mißhandelt werden. Diese Einrichtung war nicht nur geduldet, sondern auch rechtlich geschützt und religiös untermauert. Zeitlich fällt ihr Entstehen zusammen mit dem Aufkommen der Ackerbaukulturen; theologisch gesehen, ist sie eine Frucht der Sünde und der Sündenmacht. Gott ist kein Sklavenhalter und die Sklaverei gehört nicht zu einer von ihm gutgeheißenen Ordnung. Trotzdem hat sie sich — allerdings in verschiedenen Härtegraden — acht Jahrtausende hindurch bei allen Kulturvölkern und unter allen Religionen halten können. In diesem langen Zeitraum kam es nur dreimal zu Protesten: durch die griechischen Sophisten, durch die spätjüdischen Essener und durch eine Gruppe von Christen aus der Gemeinde von Korinth. Die über Wortproteste hinausgehende, sich auf die Botschaft Jesu stützende Antisklaverei-Bewegung setzte Ende des 17. Jahrhunderts in den USA ein und war getragen von Außenseitern: von den Mitgliedern protestantischer Freiheitskirchen, den Mennoniten, Quäkern, Baptisten und Methodisten.

Den Ausführungen des Verfassers, namentlich auch seinen zuweilen scharfen Urteilen über christliche Theorien und Praktiken, muß man im wesentlichen zustimmen. Einige, sich mehr auf Randgebiete beziehende Punkte, wird man mit einem Fragezeichen versehen. So zum Beispiel: Die Darlegung über die Entwicklung des Menschen (14 ff) (Der dort erwähnte D. Morrison kann durchaus nicht als Repräsentant der heute vorherrschenden Meinung angesehen werden); der Satz: „Die maßgeblichen Theologen Alt-Ägyptens besaßen mit die größten Sklavenheere . . .“ (33); das Verhältnis der „Ontokratie“ (21, 84, 90, 106) zur Theokratie; die „Goldene Regel“, sofern sie sich bei dem um 20 v. Ch. lebenden Rabbi Hillel findet (229); die Anekdote, in der sie enthalten ist, findet sich in einem Traktat des babylonischen Talmuds und somit in einer Quelle, die frühestens 500 Jahre nach Ch. entstand: damit ist die Echtheit nicht ohne weiteres gesichert. Jos. Endres

WIPLINGER, Fridolin: *Der personal verstandene Tod*. Todeserfahrung als Selbsterfahrung. Freiburg/München 1970: Verlag Karl Alber. 116 S., kart., DM 16,—.

Die Frage nach dem Tod ist ein ewiges Thema der Philosophie. Sie gewinnt bei W. die Form der Frage nach der Todeserfahrung. Der Autor strebt keine Metaphysik des Todes an, sondern, indem er Philosophie als phänomenologische Analyse ursprünglicher Erfahrung versteht, fragt er, ob es eine ursprüngliche Todeserfahrung gibt, wo sie gemacht werden kann und welche Struktur sie besitzt. Ursprüngliche Erfahrung ist gekennzeichnet durch den Charakter der Unverfügbarkeit, der Widerfahrnis und Betroffenheit. Ursprüngliche Todeserfahrung wird gemacht am Tode des geliebten Menschen. Das personal-dialogische Mitsein also ist der Ort, wo der Mensch den Tod in ursprünglicher und nicht verdeckter Weise erfahren kann, wo ihm der Zusammenbruch einer Welt widerfährt, wo ich selbst in meinem leibhaften Selbstsein betroffen bin. Die Unterscheidung von Fremdtod und Eigentod wird bestenfalls von da her verständlich, ihr eignet also gerade nicht jene Ursprünglichkeit, die die gesuchte Erfahrung besitzen muß. Die nähere Beschreibung der personalen Todeserfahrung gipfelt in dem Aufweis, daß personale Liebe die Dauer des Mitseins im leibhaftigen Gegenüber verlangt. Damit aber gelangt man zur Paradoxie der Todeserfahrung, in der der Tod als höchste Möglichkeit der freien personalen Liebe und als entschiedenster Wider Sinn erfahren wird. Diese Paradoxie gilt es auszuhalten und zu durchdenken, nicht durch metaphysische Spekulationen zu überdecken. S. Hammer